forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

1/2015

30 Jahre Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm

Leibniz-Preisträgerinnen und -Preisträger in der Zeitschrift „forschung“

WILEY-VCH

DFG

Peter Strohschneider

Ein ganz besonderer Preis

Seit drei Jahrzehnten die wichtigste Auszeichnung für Forscherinnen und Forscher in Deutschland: Das Leibniz-Programm der DFG hat die gesamte Wissenschaft hierzulande vielfältig geprägt. Sein Jubiläum ist Grund zum Feiern, aber auch zum Nachdenken über die nächsten 30 Jahre.

Die vorliegende Ausgabe unseres Magazins steht ganz im Zeichen eines besonderen Jubiläums: Die Wissenschaft in Deutschland und die Deutsche Forschungsgemeinschaft können 2015 das 30-jährige Jubiläum des „Gottfried Wilhelm Leibniz-Programms“ feiern.

Eben dies wollen wir tun, und so geschah es auch bereits in den ersten Wochen und Monaten dieses Jahres: zunächst Anfang März in Berlin bei der Verleihung der diesjährigen Leibniz-Preise und sodann drei Wochen später in Bonn mit einem dem Leibniz-Programm gewidmeten Kolloquium und Fest.

Über alle drei Veranstaltungen wird in diesem Heft berichtet. Und wir beginnen überdies mit einem ersten Beitrag eine Artikelserie, in welcher Leibniz-Preisträgerinnen und -Preisträger von ihrer Arbeit berichten und welche in den kommenden Ausgaben der „forschung“ ihre Fortsetzung finden wird. Überhaupt wird die DFG im Laufe dieses Jahres bei verschiedener Gelegenheit und auf unterschiedliche Weise auf das Jubiläum des Leibniz-Preises und des mit ihm verbundenen Förderprogramms zurückkommen.

Zu viel des Aufhebens? – Ich glaube nicht. In der Verknüpfung von Auszeichnung und Forschungsförderung wie im wissenschaftlichen Rang derjenigen, denen er zuerkannt wurde, ist der Preis im Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft denn doch etwas sehr Außergewöhnliches und deswegen einiger Aufmerksamkeit wert.

Einigen wenigen Spitzenforschern viel Geld auch ohne Anträge fest zusagen, vielleicht in Form eines Preises“ – was Ende 1983 mit dieser Idee des damaligen DFG-Präsidenten Eugen Seibold begann und 1985 zur Einrichtung des Leibniz-Programms durch den Bund und die Länder führte, hat seitdem vielfältige Wirkungen gezeigt. Man mochte auf sie gehofft haben, tatsächlich zu erwarten waren sie nicht.

Geprägt haben diese herausragende Auszeichnung zunächst und vor allem die Forschungsarbeiten und Erkenntnisse der 354 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die bislang mit ihr ausgezeichnet wurden. Und umgekehrt: Vielfältig ist die Entwicklung von wissenschaftlichen Feldern und Disziplinen, von Arbeitsgruppen und Methoden ebenso durch den Preis und die mit ihm ermöglichte Forschung beeinflusst wie etwa auch die Reputation von Universitäten und Forschungseinrichtungen, ja überhaupt die öffentliche Wahrnehmung und Anerkennung von Wissenschaft. Um sie wäre es in Deutschland ohne das Leibniz-Programm anders, womöglich gar weniger gut bestellt.

Diese außerordentliche Wirksamkeit verdankt sich einer Reihe von vorausschauenden Grundsatzentscheidungen, welche die Begründer des Programms schon bei dessen Einrichtung trafen und die sich im Rückblick als besonders klug erwiesen. Die wichtigste war zweifellos, den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft nicht allein als eine Auszeichnung anzulegen, sondern zugleich als ein Förderprogramm für herausragende Forschung.

Als wichtigste und sichtbarste Würdigung des forschenden Individuums im deutschen Spachraum prämiert der Leibniz-Preis Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich bereits durch außerordentliche Leistungen hervorgetan haben – dies indes allein dann, wenn von ihnen auch für die Zukunft Herausragendes erwartet werden darf. Im Prozess der Bewertung des einen und der Prognose des anderen gilt ausschließlich das Kriterium höchster wissenschaftlicher Qualität. Und zwar gilt es absolut, nicht etwa relativ zu Forschungsgebiet, Lebensalter, Geschlecht oder anderweitigen Relevanzen und auch nicht relativ zu einem vorgegebenen Finanzrahmen wie im Bereich der Projektförderung. Man kann sich daher um den Preis auch nicht bewerben, sondern muss für ihn nominiert werden.

Um die mit ihrer Auszeichnung verbundenen und in sie gesetzten Erwartungen möglichst erfüllen zu können, erhalten die Leibniz-Preisträgerinnen und -Preisträger ein ansehnliches Preisgeld. Und sie sind ganz frei darin, diese Mittel über einen bestimmten Zeitraum allein nach eigenen Vorstellungen und nicht lediglich ohne Antrag, sondern überhaupt unabhängig von administrativen Zwängen einzusetzen – solange es nur der Forschung und ihrem Fortschritt dient.

Foto: DFG/Schumacher

Diese Freiheit, so lässt sich kaum deutlich genug hervorheben, ist im Bereich der Verwendung öffentlicher Finanzmittel ziemlich beispiellos. Es ist jene „märchenhafte Freiheit“, von welcher schon bei der ersten Preisverleihung 1986 Hubert Markl sprach, der als DFG-Präsident den Preis von seinem Vorgänger gleichsam geerbt hatte – Hubert Markl, der Anfang diesen Jahres verstarb und der das Leibniz-Jubiläum nicht mehr mitfeiern kann, dessen wir indes, nicht nur mit einem Nachruf in dieser Ausgabe der „forschung“, mit großem Respekt und Dankbarkeit gedenken.

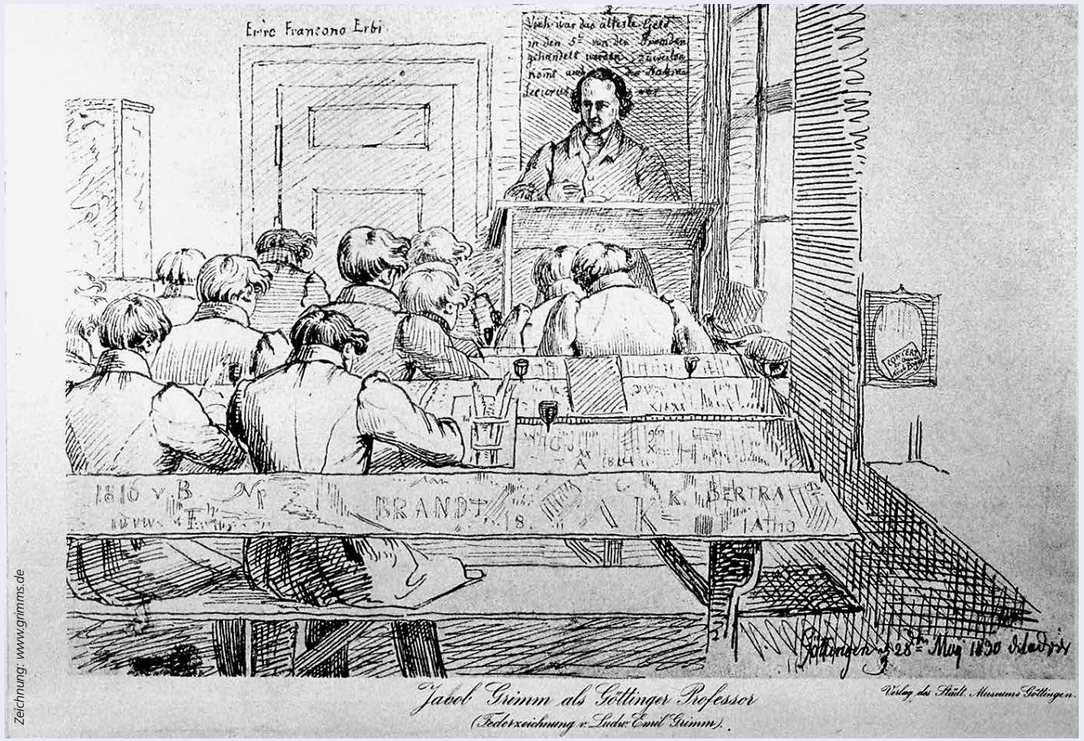
Beides, die Leistungshöhe der mit ihm Ausgezeichneten wie seine eigenen Besonderheiten haben den Leibniz-Preis in den zurückliegenden drei Jahrzehnten zum prominentesten Wissenschaftspreis in Deutschland werden lassen. Dieser außerordentliche Stellenwert dürfte auch künftig außer Frage stehen. Auf kritisches Nachdenken über diese Auszeichnung und ihre Zukunft sollten wir gleichwohl nicht verzichten. Das Jubiläumsjahr gibt dazu ebenso Gelegenheit wie neuere Entwicklungen im Bereich der Forschungsförderung, etwa auf europäischer Ebene, und auch eine eigene Aufmerksamkeit, welche die Verleihung der Leibniz-Preise gerade im Jubiläumsjahr gefunden hat. Die Gespräche des dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Programm gewidmeten Kolloquiums haben in dieser Hinsicht manche Anregung geboten, in den Gremien der DFG wird die Diskussion gewiss weitergeführt werden.

Dabei versteht sich: Es geht weder um den Leibniz-Preis als Selbstzweck noch um diejenigen, die ihn verleihen. Es geht stets um jene erste erkenntnisgeleitete Forschung, die mit dem Leibniz-Preis nun schon über drei Jahrzehnte hinweg in besonders wirkungsvoller Weise gefördert wird und weiter gefördert werden soll.

Professor Dr. Peter Strohschneider
ist Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Steffen Martus

Steffen Martus, Leibniz-Preisträger 2015, lehrt seit 2010 am Institut für deutsche Philologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Er gilt als richtungsweisender Vertreter der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. Sein überaus produktives wissenschaftliches Œuvre, das zeitlich wie sachlich weit gespannt ist, zeichnet sich durch ein originelles Forschungsprofil aus. Es reicht von Studien zu Friedrich von Hagedorn als exemplarischen Vertreter der Aufklärung über seine Habilitationsschrift „Werkpolitik" mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und Stefan George bis zu Monografien über Ernst Jünger und die Gebrüder Grimm. Über seine Forschungs- und Lehrtätigkeit hinaus ist er auch intensiv in der akademischen Selbstverwaltung engagiert, so etwa im DFG-Fachkollegium Literaturwissenschaft, und setzt sich in zahlreichen Medien und Internetbeiträgen für neue Wege der Vermittlung von Literatur in die breite Öffentlichkeit ein.



Zeichnung: www.grimms.de

„Was den studenten aus meinem kram taugt"

Für Jacob und Wilhelm Grimm war Wissenschaft in Forschung und Lehre eine Lebensform, die auch hochpolitisch sein konnte. Deshalb schlossen sich die Brüder als Professoren 1837 dem Protest der „Göttinger Sieben" an – und riskierten dafür sogar Entlassung und Verbannung.

Mitte November 1837 protestierten die Brüder Grimm und fünf ihrer Göttinger Professorenkollegen energisch gegen die Absetzung der Hannoveranischen Verfassung des Jahres 1833. Die Reaktion kam schnell und unnachgiebig: Am 11. Dezember unterschrieb Ernst August, der König von Hannover, die Entlassungsurkunden für die „Göttinger Sieben". Besonders hart traf es Jacob Grimm sowie die Historiker Georg Gottfried Gervinus und Friedrich Christoph Dahlmann, die als Rädelsführer das Land binnen drei Tagen verlassen mussten. Ernst August erklärte „nach den heiligen, von der göttlichen Vorsehung Uns aufgelegten, Pflichten", er könne solchen Männern die Ausübung eines „höchst einflußreichen Lehramtes unmöglich länger gestatten". Andernfalls bestehe Grund zur Sorge, „daß dadurch die Grundlagen der Staaten nach und nach gänzlich untergraben würden".

Zumindest in diesem Punkt stimmte der König mit seinen Professoren überein. Denn auch diese hatten ihre „Protestaktion" mit einer bemerkenswerten Pointe beendet. Sie setzten die politische Treue zur geltenden Ordnung und ihre wissenschaftliche Aktivität in ein wechselseitiges Begründungsverhältnis: „Sie sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die studirende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt, und, so viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin."

Ernst August unterstellte demnach den „Göttinger Sieben", sie unterwanderten die Staatsbürger- und Staatsdienermentalität der Studenten; die protestierenden Professoren richteten denselben Vorwurf gegen den König. Beide waren sich letztlich darin einig, dass Wissenschaft fundamental an die politische und soziale Ordnung rühre.

Im Fall der Brüder Grimm ist der kompromisslose Protest durchaus bemerkenswert, weil sie ihren Amtseid gar nicht auf das Staatsgrundgesetz von 1833 abgelegt hatten; bei der Ernennung zu Professoren 1830/31 galt noch die alte Verfassung, die Ernst August zu neuem Leben erwecken wollte. Zudem betonten die Grimms immer wieder, wie gleichgültig ihnen gerade dieser Gesetzestext war. Sie reagierten mit romantischem Unverständnis auf die Verfassungsbewegung und meinten, dass Staatsgrundgesetz werde, „wenn man es näher betrachtet, so sein wie alle moderne gesetzgebung", und diese bedeutete für die Grimms: ein Irrweg. Warum also nahmen die Brüder Grimm Entlassung und sogar Verbannung in Kauf?

Die Grimms störten sich an der Symbolkraft des königlichen Handstreichs, der eine Verpflichtung vom Tisch wischte, die auf wechselseitigem Einverständnis mit den Ständevertretern beruhte. Der politische Coup Ernst Augusts betraf nicht allein die tiefsten politischen Überzeugungen der Grimms, sondern auch die politischen Grundlagen ihrer Wissenschaft und damit ihres Lebens. Die von ihnen viel beschworene „Treue" war

Links: Jacob Grimm hielt 1830 seine erste Vorlesung in Göttingen. Von Beginn an klagte er über die Mühsal der universitären Lehre. Rechts: Die Brüder Grimm im Alter. Fotografien von Jacob (oben) und Wilhelm Grimm (unten).

Fotos: Brüder Grimm-Gesellschaft

deswegen von besonderer politischer Bedeutung, weil sie sich in Göttingen hingebungsvoll in einer für sie ganz neuen Lebensform eingerichtet hatten: der des Universitätsprofessors mit Pflichten in Forschung und Lehre.

Jacob und Wilhelm Grimm waren 1829/30 als Bibliothekare von Kassel nach Göttingen gewechselt. Von Anfang an klagten sie über die Göttinger Verhältnisse und nicht zuletzt über die Mühsal der universitären Lehre. Vor dem Umzug hatten sich die beiden Brüder in rund zwanzig Jahren durch eine Fülle von Rezensionen, Aufsätzen, Editionen und Monografien die Position bedeutender Gelehrter erschrieben und dabei ein schier unglaubliches Arbeitspensum absolviert.

Diese staunenswerte Leistung hatte ihre Orte: Kassel, die kurfürstliche Bibliothek, die unterschiedlichen Bekannten- und Freundeskreise. Die Klagen über das Leben in einer Universitätsstadt handelten daher auch von den gleichsam zur zweiten Natur gewordenen Arbeitsformen, die jetzt nicht mehr realisiert werden konnten, von der damit verbundenen Arbeitsethik, vom eigenen Selbstverständnis und von den Widerständen, die neue Handlungsroutinen provozierten.

Der Unterschied von mentalen, körperlichen und sozialen Verhaltensroutinen fiel umso mehr ins Gewicht, als die Universität das alte ständische Selbstverständnis pflegte. Vor allem aber folgte das akademische Leben innerhalb und außerhalb der Institution ungeschriebenen Regeln und Konventionen. Der komplette Universitätsbetrieb von der Professorengeselligkeit bis zur Bücherausleihe erschien den Grimms dabei als gleichsam institutionalisierte Störung einer eingeübten Lebensweise – auch die wissenschaftliche Tätigkeit prägt bestimmte Routinen aus, vollzieht sich in bestimmten Zeitrhythmen, definiert eine körperliche und geistige Haltung oder privilegiert spezifische Sozialbeziehungen. Bereits 1823 hatte Jacob Grimm für sich und seinen Bruder festgestellt: „Zu Professoren taugen wir wohl beide nicht.“ Noch im Februar 1831 wiederholt er: „Zum professorenleben, sagt man, musz man sich vom doctor auf anschicken und bilden, später hin schmeckts nicht recht mehr.“

Jacob Grimms Arbeitszimmer in Berlin, aquarelliert um 1860 von Moritz Hoffmann.

Foto: Brüder Grimm-Gesellschaft

Zu den für die Grimms ganz ungewohnten wissenschaftlichen Praktiken zählte die Vorlesung. An diesem akademischen Format äußerte sich ihr Unbehagen am Professorendasein besonders pointiert. Jacob Grimm hatte für sich und seinen Bruder bei den Berufungsverhandlungen 1829 erklärt: „Mit Vorlesungen, wozu er übrigens auch nicht abgeneigt ist, müssen Versuche gemacht werden, da wir beide in dieser Absicht ungeübt und unvorbereitet sind.“ Als „Neuling“, so bemerkte er dann im August 1830, mache ihm selbst die eine Vorlesung, die er halte, „genug zu schaffen“.

Gerade am Auftritt vor den Studenten also wurden den Grimms die Vorgaben der neuen Rolle deutlich, weil diese Praktik eine spezifische akademische Performance erforderte. Jacob Grimm verpackte diese Einsicht wieder in eine Klage: Das „auftreten zu bestimmter stunde auf den catheder“ habe „etwas theatralisches“ an sich, und dies sei ihm „zuwider“. Das Vorlesungspult verlangte den Grimms ab, sich in ihrer gesamten Haltung der Universitätspraxis einzugliedern und sich auf eine spezifische soziale Situation einzustellen. Sie mussten ihren Körper an die Vortragssituation anpassen, ihre Tonlage entsprechend modellieren, den Sprachrhythmus verlangsamen und in einer bestimmten Weise akzentuieren, um den Bedürfnissen der Zuhörer entgegenzukommen; sie waren darauf verwiesen, ihr Wissen in bestimmter Weise aufzubereiten, ihre Forschungsinteressen in lehrbare Fragestellungen zu transformieren und nach Wegen zu suchen, unter diesen

Foto: Brüder Grimm-Gesellschaft

„Über seine Entlassung“ schreibt Jacob Grimm im Rückblick. Als Paulskirchen-Abgeordneter hat er 1848 einen Antrag zum Artikel 1 der Grundrechte formuliert, der, obwohl damals abgelehnt, bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat.

Bedingungen dennoch Aspekte ihrer Forschungsmentalität zu vermitteln.

Im Vorlesungssaal wurde Jacob Grimm mit der Erwartung konfrontiert, sich auf die Präsentation stabilen Wissens zu konzentrieren, das die Studenten in ihren Mitschriften aufbewahren konnten – „den zuhörern, scheints mir, gefällt nur das, was sie auch bei andern zu hören kriegen, und was ich für besser halte, dabei sehe ich sie gleichgültig“. Das aber widerstrebte ihm: „Ich mag eben nicht Zuhörern compendiarisch mittheilen, was ich selbst specielles ergründen möchte.“ Er musste sein Wissen zumindest teilweise in einer bestimmten sachfremden Weise wie für eine „predigt“ aufbereiten und sich darauf „besinnen, was den studenten aus meinem kram taugt, und es für sie ordnen und einrichten“.

Eine Herausforderung bestand darin, die Interaktion im Vorlesungssaal zu organisieren: Jacob Grimm sprach so langsam, dass die Zuhörer seine Rede fast wörtlich notieren konnten. Er legte jedoch Wert darauf, dass sich die Studenten beim Mitschreiben zugleich für die Gedankenentwicklung interessierten. Sie sollten nicht auf das „dictirmäßige“ warten. Dabei zeigte sich Jacob Grimm zwar prinzipiell offen für neue Unterrichtsformen, die den Frontalunterricht abschafften und für „mehr wechselseitigkeit“ sorgten, bezweifelte aber, dass die Lehrenden über den notwendigen „tact“ und die „autorität“ dafür verfügten.

Eine unbeabsichtigte Nebenfolge der gesteigerten „wechselseitigkeit“ sah er darin, dass der Dozent zu wenig auf das Eigeninteresse der Studenten vertraute. Wenn man sich jedoch zu sehr darum bemühe, das Engagement, das man bei den Studenten eigentlich selbstverständlich voraussetzen sollte, erst hervorzubringen, dann gefährde dies „die stille der innern erweckung und ausbildung“.

Dass die Grimms die Vorlesungspraktiken in ein ganzheitlich konzipiertes Ausbildungskonzept einpassten, zeigt auch die Prüfungspraxis Jacob Grimms: Er legte dort weniger Wert auf umfassende Sachkenntnis, sondern achtete stattdessen mehr auf die Fähigkeit, sich Gegenstände anzueignen. Ein Kandidat kam bei ihm dann gut weg, wenn es dem Studenten gelang, „untersuchungen anzuregen“ und die richtigen Fragen zu stellen. Es ging mithin um das Forschungspotenzial. Jacob Grimm veranstaltete Prüfungen als eine Art Wette auf die Zukunft eines Studenten, nicht als Dokumentation einer Leistung, die vornehmlich im Erwerb von Wissensbausteinen bestand.

Die Lehre, die die Grimms in der Affäre um die „Göttinger Sieben“ als Grund ihres Protestes für so wichtig nahmen, gehörte für sie zu einem größeren Ensemble von Praktiken, die eine Lebenspraxis bildeten. Wenn die Universitätspolitik an einer Stellschraube drehte, beeinflusste dies das gesamte Getriebe der Wissenschaft. Und weil Wissenschaft für die Grimms Teil einer komplexen Lebensform war, hatten Forschung und eben auch die Lehre für sie politische Implikationen, ohne dass in der Vorlesung offen politisiert werden musste. Deshalb nahmen die Brüder Grimm am Protest der Göttinger Sieben dezidiert als „Professoren“ teil und machten das „Gelingen ihrer Wirksamkeit“ als Universitätslehrer und -forscher von einer Verfassung abhängig, von der sie im Prinzip wenig hielten.

Prof. Dr. Steffen Martus

Adresse: Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin, Dorotheenstraße 24, 10117 Berlin

Steffen Martus ist Autor der erfolgreichen Biografie „Die Brüder Grimm“, Rowohlt Berlin, 4. Auflage 2013, ISBN 978-3-87134-568-5, Euro 26,90; Rowohlt Taschenbuch-Verlag, 2. Auflage 2015, ISBN 978-3-499-63015-6, Euro 14,99

www.literatur.hu-berlin.de

Marco Finetti / Rembert Unterstell

Die Stunde der Preisträger …

Von wissenschaftlichen Höchstleistungen, individuellen Freiheitsgraden und ersten Rückzahlungsraten: Die diesjährige Verleihung der Leibniz-Preise Anfang März in Berlin

Foto: DFG / Ausserhofer

Natürlich war es auch der eigentliche Beginn des Leibniz-Jubiläums, der Auftakt zu einer Reihe von Veranstaltungen und Angeboten, mit denen die DFG in diesem Jahr das 30-jährige Bestehen ihres Gottfried Wilhelm Leibniz-Programms und des darin verliehenen Leibniz-Preises feiern will. Aber eigentlich und vor allem war es die Stunde der diesjährigen Preisträger, als die DFG am 3. März an inzwischen traditionellem Ort, im Leibniz-Saal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, diesen Preis für das Jahr 2015 feierlich verlieh.

Nicht das Jubiläum und die Historie also im Mittelpunkt, sondern der Moment. Und nicht völlig ausgeblendet, aber nur in wenigen Halbsätzen angesprochen, von der DFG ebenso wie von der Politik, die Umstände, die im Jubiläumsjahr dem Preis eine Aufmerksamkeit ganz eigener Art eingetragen hatte, die für dieses Jahr nicht ausgeschöpfte Höchstzahl der Preise nämlich und das Fehlen von Preisträgerinnen. Und es war, wohl registriert und verstanden, die Politik selbst in Person von BMBF-Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen, die den Preisträgern versicherte, diese besondere Aufmersamkeit habe „nichts mit ihnen und ihren Leistungen zu tun“.

Volle Aufmerkamkeit also für die Preisträger, und das mit vollem Recht! Denn eben sie stehen für jene „individuellen wissenschaftlichen Höchstleistungen“, die von der DFG mit dem Leibniz-Preis gewürdigt werden, und zwar als einzige Kategorie und einziges Kriterium, was wiederum die besondere Bedeutung des Preises ausmacht.

Beides verband auch DFG-Präsident Professor Dr. Peter Strohschneider bei seiner Begrüßung der ausgezeichneten Wissenschaftler und ihrer Familien, Freunde und Mitarbeiter sowie der Gäste aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft: „Wir ehren und feiern heute acht Forscher, die die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis verschoben haben, die Neues und Bahnbrechendes gedacht und entwickelt haben, die mit ihren Einsichten ihr Fachgebiet veränderten und denen daher voller Zuversicht erhebliche öffentliche Fördermittel anvertraut werden dürfen, mit denen sie auch in Zukunft in herausragender Weise Wissenschaft betreiben können.“

Links: Die acht Preisträger mit DFG-Präsident Peter Strohschneider (hinten, erster von rechts), BMBF-Staatsekretärin Cornelia Quennet-Thielen (links daneben) und der Brandenburgischen Wissenschaftsministerin Sabine Kunst (vorne, in der Mitte). Unten: Gut behütet waren die acht Urkundenmappen für die Preisträger, bevor sie im vollbesetzten Leibniz-Saal der BBAW feierlich überreicht wurden.

Solchermaßen gepriesen und mit den ebenfalls inzwischen schon traditionellen Foto-Clips mit Bildern aus ihren Laboren, Instituten und Bibliotheken sowie den Laudationes des DFG-Präsidenten noch einmal ganz persönlich vorgestellt, erhielten dann den Leibniz-Preis:

Henry N. Chapman, Biologische Physik/Röntgenphysik (Hamburg); Hendrik Dietz, Biochemie/Biophysik (München); Stefan Grimme, Theoretische Chemie (Bonn); Christian Hertweck, Chemische Biologie (Jena); Friedrich Lenger, Neuere und Neueste Geschichte (Gießen); Hartmut Leppin, Geschichte des Antiken Christentums (Frankfurt/Main); Steffen Martus, Neuere deutsche Literaturwissenschaft (Berlin), und Tobias Moser, Auditorische Neurowissenschaften/Hals-Nasen-Ohrenheilkunde (Göttingen).

Der Preis – und das mit ihm verbundene Preisgeld von jeweils 2,5 Millionen Euro – solle ihnen Freiräume der Forschung ermöglichen und individuelle Freiheitsgrade absichern, so noch einmal der DFG-Präsident in Richtung der Preisträger, und hinzufügend: „Es ist diese Freiheit, die verpflichtet und die zu neuen Höchstleistungen herausfordert, welche den Leibniz-Preis seit seinen Anfängen gegenüber anderen Wissenschaftspreisen auszeichnet.“

Auch die Politik artikulierte ihre Hoffnungen auf und ihre Erwartungen an die Preisträger und den Preis – und setzte diese in Bezug zu aktuell diskutierten wissenschaftspolitischen Themen und Problemen. Cornelia Quennet-Thielen stellte die Verantwortung der etablierten und erst recht der ausgezeichneten Wissenschaft für den wissenschaftlichen Nachwuchs heraus und appellierte an die acht Ausgezeichneten: „Nutzen Sie den Preis dafür, dieser Verantwortung gerecht zu werden.“ Brandenburgs Wissenschaftministerin Sabine Kunst, als Stimme der Länder, sah den Leibniz-Preis als eines der Instrumente, „Wege zu öffnen für ForscherInnen und Forscherkarrieren“ und für die „aktive Gestaltung von Vielfalt“ durch die Wissenschaft, aber auch durch die erheblichen Aufwendungen des Bundes und der Länder.

Dass sie tatsächlich fest entschlossen sind, den Preis in diesem vielfältigen Sinne zu nutzen, brachte der Literaturwissenschaftler Steffen Martus sodann im Namen aller Preisträger und unter Zuhilfenahme von Senecas Gedanken zum Umgang mit Wohltaten („De beneficiis“) auf den Punkt: „Wer eine Wohltat annimmt, zahlt die erste Rückzahlungsrate für sie. Sie dürfen gewiss sein, dass wir Preisträger heute die erste Rate erstatten.“

Danach wurde erst einmal gefeiert, und wer wollte, mochte dabei schon drei Wochen nach vorne schauen und sich auf die Feierlichkeiten zum Jubiläum des Leibniz-Programms und Leibniz-Preises in Bonn freuen.

Fotos: DFG / Ausserhofer

… der Tag des Preises

Ein Kolloquium, das nicht nur angestrengtes Nachdenken bot, und ein Fest, das mehr war als nur fröhliches Feiern – Eindrücke vom „Leibniz-Tag" der DFG Ende März in Bonn

Vielleicht waren es ja, wie so oft, die kleinen Momente, die von diesem 25. März in Erinnerung bleiben werden, an dem die DFG mit einem Festkolloquium und einem Fest in Bonn das 30-jährige Jubiläum ihres Gottfried Wilhelm-Leibniz-Programms und des in seinem Rahmen verliehenen Leibniz-Preises feierte. Die Erinnerung von Hannah Monyer etwa, der Heidelberger Neurobiologin und Leibniz-Preisträgerin von 2004, der Rektor ihrer Universität habe ihr ob der hohen Ehrung Blumen überreicht und sie zu einem Spaziergang eingeladen, was ein vielsagendes Zeichen für die Sichtbarkeit war, die der wichtigste Forschungsförderpreis in Deutschland, aber oftmals eben auch erst dieser, mit sich bringt. Oder die Beobachtung von Peter Hegemann, Biophysiker in Berlin und Preisträger 2013, im Labor seines Forscherkollegen Robert Deisenhofer (nicht Leibniz-, aber Nobelpreisträger) in Dallas, Texas, sei in deutscher Sprache gleichsam in Stein der Spruch gemeißelt „Der Wind der Freiheit weht", was eine besonders schöne Variation auf den an diesem Tag wohl meistgebrauchten Begriff war.

Vielleicht waren es aber auch die Kreuz- und Querverbindungen vom Leibniz-Programm und Leibniz-Preis zu aktuellen wissenschaftspolitischen Themen und Problemlagen, über die man noch sprechen wird, nachdem sie schon an diesem Tag ordentlich diskutiert worden waren. Die von Klaus Fiedler etwa, dem Heidelberger Sozialpsychologen und Preisträger von 2000, der am Vormittag gleich zu

Fotos: DFG/Schumacher

Impuls und Diskussion auf dem Kolloquium: Klaus Fiedler näherte sich den „Wirkungen des Leibniz-Preises" eingangs auf empirische Weise (Bild links); Dierk Raabe, Hannah Monyer und Oliver Primavesi (Mitte, 2. bis 4. v.l., mit den Moderatorinnen Isabell Lisberg-Haag und Uschi Heidel) schilderten, was die Auszeichnung wissenschaftlich und persönlich für sie bedeutete; im Publikum: Nachwuchsforscherinnen und -forscher.

Beginn des Kolloquiums in seinem Impulsvortrag den Leibniz-Preis und dessen „sehr wirksame individuelle Förderung von Forschung" gegen die Exzellenzinitiative und deren, so Fiedler, „Förderung zu großer Einheiten" stellte.

Oder die von Thomas Carell, dem Münchner Organischen Chemiker und Preisträger von 2004, der die Frage nach einer positiven Anziehungskraft des Leibniz-Preises auf den wissenschaftlichen Nachwuchs wohl bejahen wollte, im Übrigen aber bemerkte, gerade für diesen Nachwuchs, aber nicht nur ihn, sei die Wissenschaft angesichts ständiger Evaluationen, zunehmenden Wettbewerbsdrucks und ungünstiger Karrierewege und Arbeitsmöglichkeiten mehr und mehr zu einem „repressiven System" geworden. Oder die von Barbara Stollberg-Rilinger, der Frühneuzeithistorikerin aus Münster und Preisträgerin von 2005, die am Abend beim Fest in einer Talkrunde zur Frage „Ist Spitzenforschung männlich?" dieselben Strukturen in den Blick nahm und konstatierte, das in dieser Hinsicht ohnehin nicht freundliche deutsche Wissenschaftssystem werde gerade jetzt und trotz aller Gegenbemühungen „eher immer noch frauen- und familienfeindlicher".

Vielleicht wirken aber auch die Liebeserklärungen der für diesen Tag nach Bonn gekommenen Preisträgerinnen und Preisträger an ihre Profession und an die Wissenschaft als solche besonders nach, die vielleicht poetischste wiederum von Hannah Monyer, die ebenso von „Liebe" sprach wie vom „Getrieben-sein", vom „Sich-wirklich-vergessen-in-der Sache-selbst" und von „ganz kurzen Momenten der Unsterblichkeit", die die wissenschaftliche Betätigung mit sich bringen könne und die im Übrigen Wissenschaft und Musik teilten. Oder es bleibt vor allem das Bild vor Augen, als sich beim abendlichen Fest auf der überdimensionalen Bühnenleinwand in der Bonner Bundeskunsthalle die Porträtbilder von mehr als 300 Leibniz-Preisträgerinnen und -Preisträgern in einer Animation zu der ikonografischen Form einer Doppelhelix zusammensetzten, einer DNA der Spitzenforschung.

Bemerkenswerte Momente gab es jedenfalls viele an diesem Tag und bei diesem DFG-typischen Doppelklang aus Nachdenken und Feiern, Feiern und Nachdenken. Zu einem „optimistischen Gepräch über ei-

Zwischen Vorträgen und Diskussionen lud eine Fotoausstellung in der DFG-Geschäftsstelle mit Aufnahmen aus Laboren und Instituten von Preisträgerinnen und Preisträgern zu Einblicken in die Welt der Spitzenforschung ein, begleitet vom Jazz-Duo Oliver Leue und Gunnar Plümer.

Die Sichtbarkeit und die Zukunft des Leibniz-Preises – Themen der weiteren Gesprächsrunden: mit Rainer Forst, Christine Silberhorn und Holger Wormer (Bild links) sowie Peter Strohschneider, Friedrich Wilhelm Graf, Amélie Mummendey und Thomas Carell (Bild rechts, mit Moderatorin Jeanne Rubner); sichtlich Freude an der Diskussion hatten auch Dorothee Dzwonnek, Annette Schmidtmann und Christoph Markschies (Mitte).

nen optimistischen, weil zutiefst wissenschaftfreundlichen Preis“ lud DFG-Präsident Peter Strohschneider zu Beginn des Kolloquiums die rund 150 anwesenden Preisträgerinnen und Preisträger sowie als weitere Teilnehmer ausgewählte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Nachwuchsprogrammen der DFG und Vertreter aus Wissenschaftspolitik und -förderung und Gesellschaft ein.

Und tatsächlich entfaltete sich alsbald ein optimistisches, weil in weiten Teilen überaus positives Bild, nicht nur zu den positiven Wirkungen des Leibniz-Preises in nunmehr 30 Jahren an sich, sondern auch und vor allem zum wichtigsten Grund dafür und zum zugleich wichtigsten Wert des Preises überhaupt. Fast keine Wortmeldung in den Interview- und Diskussionsrunden und selbst in den Zwischenbemerkungen ohne Verbeugung vor jener „märchenhaften Freiheit“, von der der damalige DFG-Präsident Hubert Markl schon 1986 bei der ersten Preisverleihung gesprochen hatte.

Nicht die Ehre des Preises sei ihnen das höchste Gut, so die Preisträgerinnen und Preisträger, und auch nicht das Preisgeld, das sie, wie einige offen bemerkten, auch anders hätten erlangen können, sondern die Freiheit damit tun und lassen zu können, was sie wollten, wenn immer es nur der Forschung diene. Sie lasse „das Geschäft selbstbestimmter und beschwingter laufen“ (Dierk Raabe, Werkstoffwissenschaftler und Preisträger 2002), sie ermögliche „die höchste Originalität, nämlich Entschleunigung“ (Christoph Markschies, Theologe und Preisträger 2001), sie lasse Raum auch für „Scheitern, auf das dann wieder Erfolg folgen kann“ (Michael Famulok, Biochemiker und Preisträger 2002).

Anderes wurde durchaus kritischer und auch kontroverser diskutiert, zum Beispiel die ebenso vehement bejahte wie verneinte Frage, ob es „nach“ dem Leibniz-Preis eine direkte Anschlussförderung geben solle, sei es in der DFG oder auf anderer, etwa europäischer Ebene. Auseinandergehende Meinungen auch dazu, wie sichtbar der Preis außerhalb Deutschlands sei und ob und wie sich seine Sichtbarkeit verbessern lasse. Kein abschließendes Bild hier also, Hinweise für die Diskussion um die Zukunft des Preises aber allemal.

Danach dann das Leibniz-Fest in der Bundeskunsthalle – und so wenig der Tag bis dahin nur angestrengtes

Szenen vom Fest: Moderatorin Angela Elis begrüßt die Gäste in der Bundeskunsthalle (Bild links); die rheinland-pfälzische Wissenschaftsministerin und GWK-Vorsitzende Vera Reiß überbringt die Grüße der Politik (Mitte); das Nicolas Simion Quartett spielt auf – „Transylvanian Wood“.

Die Mischung macht's: Vergnüglich-Nachdenkliches bot Kabarettist Vince Ebert (Bild links), Analysen und Anekdoten die Talkrunde mit Tobias Moser, Barbara Stollberg-Rilinger, Ferdi Schüth und Marion Merklein (Bild Mitte, v.l., mit Moderator Ingolf Baur) zur Frage „Ist Spitzenforschung männlich?“, aufmerksam verfolgt von Peter Strohschneider, Dorothee Dzwonnek und Bonns OB Jürgen Nimptsch.

Nachdenken gewesen war, war er nun nur fröhliches Feiern.

„Denken lohnt sich“, führte Vince Ebert, der Kabarettist mit einer seltenen Nähe zur Wissenschaft, den mehr als 350 Gästen vor Augen, doch tat er dies nicht nur mit manchen satirischen Bemerkungen und auch dem einen oder anderen flotten Spruch, sondern verband dies mit einem ganz und gar ernsten Appell an jene, die da von Berufs wegen denken und es so mitunter sogar zum Leibniz-Preis bringen, mit den Ergebnissen ihres Denkens hinauszugehen, an die Öffentlichkeit zu treten, sich einzubringen und wo nötig einzumischen.

Die auch, aber nicht nur wegen der vergleichsweise geringen Zahl der bisherigen Leibniz-Preisträgerinnen (42 ausgezeichnete Frauen gegenüber 312 Männern) angesetzte Talkrunde zur Frage „Ist Spitzenforschung männlich?“ wiederum verknüpfte nur auf den ersten Blick Anekdotisches („Das neue Paper meiner Mitarbeiterin kostet mich drei Anrufe beim Editor, die Kinderbetreuung ihres Sohnes aber vier Anrufe bei der Kita.“) mit glasklarer Analyse von nachteiligen Karrierewegen und fehlenden Planungssicherheiten für Frauen in der Forschung, von Blockaden und auch Selbstblockaden.

Und die beiden Leibniz-Preisträger Christoph Markschies und Günter M. Ziegler – Theologe der eine, Mathematiker der andere und beide von staunenswert komödiantischem Talent auf der Bühne – förderten in ihrer eigens für diesen Abend nach allen Regeln der quantitativen und qualitativen Erhebung und Analyse ersonnenen L(Leibniz)P(Preis)T(Trägerinnen und Träger)-Studie so manches vergnügliche Ergebnis zu Tage, aber auch so manche treffende Beobachtung zur T(Typologie), P(Produktivität) und L(Lobhudelei) des Leibniz-Preises und der mit ihm Ausgezeichneten. Begeisterter Applaus des per Kartenabstimmung aktiv eingebundenen Publikums.

Und dass auch danach noch nicht Schluss war, sondern sich das Foyer der Bundeskunsthalle noch öffnete für einen Empfang inmitten spaciger Illumination, voller kulinarischer und musikalischer Wohlgenüsse und sicher auch mancher Gespräche, die das vom Vormittag bis zum späten Abend Gesehene und Gehörte weitersponnen – auch das gehörte zu diesem besonderen Tag für ein besonderes Programm und einen besonderen Preis.

„Was Sie schon immer über die Leibniz-Preisträger wissen wollten“: Mit der Präsentation ihrer „LPT-Studie“ machten Christoph Markschies und Günter M. Ziegler (links) die Gäste des Abends per Abstimmung zum Teil eines Happenings; rechts: Ausklang im Foyer der Bundeskunsthalle.